

# Die Eule und der Halbschlumpf

Leah Braekau

Alle nannten ihn Mr. Spock. Den Jungen aus meiner Parallelklasse. Weil er so große Ohren hatte. Und groß war meiner Meinung nach noch ein klein wenig untertrieben. Es waren unfassbar große Löffel, die links und rechts an seinem Kopf haften, sodass man nur darauf wartete, dass er sich damit elefantengleich Luft zufächelte. An heißen Tagen wäre das durchaus praktisch. Aber versteht mich nicht falsch, tauschen möchte ich dennoch nicht mit ihm. Um keinen Preis der Welt. Das dachte ich zumindest noch vor den Sommerferien. Aber da war die Welt auch noch etwas anders und um einiges besser. Zumindest für mich.

Aber fangen wir der Reihe nach an: Vor den Sommerferien war ich noch nicht zum Krüppel mutiert und Mr. Spock noch Mr. Spock. Während ich das Fußballass unserer Klasse war und beim Wählen der Mannschaften in Sport immer der Erste, der genommen wurde, war Mr. Spock ein kleiner, unscheinbarer, schwächiger Schlaxskopf, der von Sport ungefähr so viel Ahnung hatte wie ich von Englisch – und das ist verdammt wenig. Mein Englisch ist so grottig, dass man mich vermutlich noch nicht einmal verstehen würde, wenn ich mich im Ausland hungrig nach einem McDonald's erkundige. Mr. Spock könnte das nicht passieren. Er ist von Sport mal abgesehen in allem gut. Ein wenig zu gut, wenn ihr versteht, was ich meine. Deshalb er auch für uns übrige Schüler neben seinen Ohren genug Angriffsfläche zu bieten hatte. Man muss sagen, dass dem kleinen Kerl nichts erspart blieb. Der ganzen Bandbreite an Mobbing-Ideen, welche kreativen, dreizehnjährigen Schülerköpfen nur so entspringen, musste er standhalten. Im Nachhinein tut mir Mr. Spock leid, ehrlich, vor allem vermutlich deshalb, da

ich an seiner Namensgebung nicht ganz unschuldig bin. Genauer gesagt, es war sogar meine Idee, ihn Mr. Spock zu nennen, weil mein Vater ein vernarrter Raumschiff-Enterprise-Fan ist und mein Mitschüler mich vom ersten Augenblick an mit seinen Hörorganen an die gleichnamige Figur im Fernsehen erinnerte mit dem Unterschied, dass die Ohren des Fernseh-Mr.-Spocks Attrappe waren und die meines Schulkameraden echt! Zu seinem Pech fand dieser Namensvorschlag bei all meinen Mitschülern großen Zuspruch, sodass sich diese ganze Mr.-Spock-Sache schnell durchsetzte. Manche wissen, glaube ich, nicht einmal mehr, wie er wirklich heißt.

Und als ob das mit seinen Ohren nicht schon schlimm genug wäre, war er auch noch mit der Eule befreundet. Die Eule hieß eigentlich Eulalia, hatte aber lustigerweise passend zu ihrem Namen immens große Augen. Das heißt, eigentlich waren ihre Augen durchaus normal, die Abnormalität entstand erst durch eine Brille, die sie auf Grund ihrer starken Weitsichtigkeit tragen musste. Somit guckte sie immer ein bisschen eulenhaft aus der Wäsche. Deshalb ja auch ihr Spitzname, den ich mir zu meiner Verteidigung nicht ausgedacht habe, den Vorwurf könnt ihr euch gleich wieder abschminken. In jener Hinsicht wasche ich meine Hände in Unschuld – wenigstens dieses eine Mal.

Wie dem auch sei, in Sport werde ich jedenfalls immer als Erstes gewählt und dreimal dürft ihr raten, wer übrig bleibt. Nein, nicht die Eule – wir haben schließlich geschlechtergetrennt Sportunterricht oder, wie mein Freund Mick immer zu sagen pflegt, verüben wir homosexuelles Bewegungstraining. Nun, richtig, Mr. Spock bleibt übrig. Und ich will jetzt nicht eingebildet klingen oder so, aber es ist im Vorhinein eigentlich immer klar, welche Mannschaft gewinnen wird: Entweder die, die mich hat, oder die ohne Mr. Spock.

Aber wie gesagt, das war vor den Sommerferien, da war ich noch mit Mick befreundet und gut in Sport. Jetzt bin ich weder das eine noch das andere – beziehungsweise in puncto Freundschaft bin ich mir gar nicht so sicher, was da gerade in meinem Leben abgeht, aber zuerst einmal muss ich von den Sommerferien erzählen. Die Ferien, die alles verändern sollten. Die Ferien, die mein Leben zu jenem beschissenen Dasein machten, das es fortan war. Wobei sie eigentlich noch ganz harmlos anfangen ...

Mick und ich waren Freunde seit dem Kindergarten und wie jedes Jahr fuhren unsere Familien gemeinsam in den Urlaub. Der gleiche Ort, das gleiche Meer, der gleiche Wohnwagen. Die gleiche, unaufhörlich niederbrennende Sonne, das gleiche, gute Erdbeereis, ja vermutlich sogar der gleiche Stellplatz wie all die Jahre zuvor. Nur eines war anders: Mick und ich waren älter. Älter als im vorherigen Sommer und somit alt genug, um Wasserski fahren zu dürfen. Meine Zwillingsschwester war im Übrigen auch alt genug, doch sie traute sich nicht. Vio war schon immer sehr vorsichtig gewesen und hatte dieses gewisse Quäntchen mehr an Risikoeinschätzung, das mir fehlte. Und so kam es eben, dass ich mit Mick laut kreischend übers Wasser flitzte, während sie bloß faul im Ufersand lag und sich die Haut von der Sonne verbrennen ließ. Es hatte so viel Spaß gemacht und der Urlaub hätte noch so schön werden können, wenn der verdammte Fahrer mit seinem verdammten Motorboot nicht meine verdammte Fahrbahn gekreuzt hätte. Im Nachhinein hieß es, er habe die Kontrolle über sein Fahrzeug verloren und konnte nicht mehr rechtzeitig ausweichen. Ich auf meinen Wasserskiern war da natürlich hilflos der Situation ausgeliefert. Es muss auf jeden Fall ein hässliches Geräusch gegeben haben, als meine Skier unter das Boot gekommen sind. Und meinem linken Bein ist das Ganze auch nicht so sonderlich gut bekom-

men. Wenn solide, feste Motorbootkarosserie auf zwar gut durchtrainierte, aber nicht ganz so solide Fußballerwaden trifft, dann kann man sich denken, welcher der beiden Gegner das Nachsehen hat. Ich sag nur so viel: Das blöde Boot blieb weitestgehend unversehrt. Der Fahrer zu seinem Glück auch. Nur meinem Bein, dem ist es nicht ganz so rosig ergangen. Rot trifft es wohl eher, denn soweit ich mich verschwommen erinnern kann, war da sehr viel Blut. Und das Bein schien auf einmal gar nicht mehr so zu mir zu gehören, denn ich spürte es nicht mehr so wirklich und sehen konnte ich auch nicht mehr so genau, da mir sehr schnell schwarz vor den Augen wurde. Irgendwer hat mich wohl aus dem Wasser gezogen und den Notarzt alarmiert. Aufgewacht bin ich allerdings erst im Krankenhaus. In einem italienischen. Zu allem Überfluss war der Oberarzt Engländer, wo mein Englisch doch so erbärmlich ist. Man kann sich vorstellen, dass ich nichts von dem verstand, was er mir zu erklären versuchte. Zuerst dachte ich auch, er macht Witze, als er sagte, mein Bein solle amputiert werden – ich meine, Engländer sind schließlich bekannt für ihren schwarzen Humor. Doch als mir mein Vater mitfühlend die Hand auf den Arm legte, während meine Mutter mit den Tränen kämpfte, dämmerte es mir, dass das alles blanker Ernst war. Ich war noch so zugehörnt von all den Medikamenten, dass ich gar nicht richtig realisierte, was das eigentlich bedeutete. Mein linkes Bein sollte mir entfernt werden. Von heute auf morgen. Jetzt auf gleich – einbeinig für immer. Für den Rest meines Lebens. Nie mehr Fußballspielen. Nie mehr Fahrradfahren. Nie mehr Laufen. Vio sagte gar nichts zu diesem Zeitpunkt, sie schaute nur so, als ob sie die einzige gewesen wäre, die von Anfang an erkannt hatte, welche Gefahr überhaupt von Wasserskiern im Allgemeinen ausging. Dabei war der ganze Unfall doch nicht mal meine Schuld. Hätte Mr. Spock mir in diesem Moment einen Deal vorgeschlagen, sofort hätte ich eingewilligt. Auf einmal schie-

nen Segelohren das Banalste der Welt zu sein im Hinblick auf das, was mir blühen sollte. Wie gerne hätte ich mit ihm getauscht. Aber eigentlich dachte ich in diesem Moment gar nicht an Mr. Spock. Auch nicht an Segelohren. Eigentlich dachte ich an gar nichts. Mein Kopf schien nur plötzlich mit Watte gefüllt zu sein. Irgendwie nutzlos, genauso wie mein Bein. Ich konnte noch nicht mal mehr weinen, so wie meine Mutter, wobei Vio mir später erzählte, dass sie nicht wegen meines Beines geweint hatte, sondern wegen der Tatsache, dass mir noch viel mehr hätte zustoßen können. Sowieso war Vio die einzige, die irgendwie gefasst wirkte. Und sie war auch die einzige, die mich nach der OP in den Arm nahm und mir Mut machte. Die anderen, so kam es mir zumindest vor, waren noch mutloser als ich, falls das überhaupt noch möglich war. Und als meine Eltern endlich gegangen und meine Schwester und ich alleine waren, da konnte ich zum ersten Mal richtig weinen. Also direkt nach dem Unfall hatte ich das schon auch gemacht, aber eher wegen der Schmerzen und aus Schock. Jetzt war es ein bewusstes Weinen. Ein Trauern um mein Bein.

Oma sagt immer: „Jeder bekommt das, was er verdient hat.“ Dieser Satz beschäftigte mich auch stark in der nächsten Zeit und ich fragte mich immer wieder, was ich so Schlimmes verbrochen hatte, dass ich derartig bestraft wurde. Mit Vio redete ich nicht darüber. Auch mit meinen Eltern nicht. Überhaupt redete ich sehr wenig in dieser Zeit. Nicht einmal mit Mick redete ich sonderlich viel, als er mich im Krankenhaus besuchen kam, und über mein Bein redeten wir schon gleich dreimal nicht. Ich brachte es einfach nicht über mich, ihm davon zu erzählen, meine Bettdecke hochzuklappen und ihm den bandagierten Stumpf zu zeigen, der dort wie selbstverständlich neben meinem gesunden Bein lag. Dabei würde er es früher oder später sowieso erfahren. Früher oder später würde ich auch wieder zurück nach Deutschland müssen, würden die Ferien zu Ende

sein und die Schule wieder anfangen. Ein schrecklicher Gedanke, der mich durchgängig auf eine sehr ätzende, nervtötende Weise zu quälen wusste. Neben meinem Bein schien ich nicht nur mein gewohntes Leben, sondern irgendwie auch mich selbst verloren zu haben. Vio nannte es „meine Sinnkrise“ und, wenn Vio diese Phase meines Lebens als solche bezeichnete, dann war das auch eine solche, denn meine Schwester wusste immer alles besser.

Dass sich von nun an alles verändern würde, wurde mir vor allem dann bewusst, als ich wieder nach Hause kam. Die ganze Heimfahrt über hatte ich keinen Ton von mir gegeben, nur schweigend auf der Rückbank gesessen, mein Bein – oder besser gesagt das, was von ihm noch übrig war – hochgelegt über Vios Schoß (Verordnung des blöden Engländerdocs) und griesgrämig aus dem Fenster gestarrt. Das Wetter hatte sich meiner Stimmung angepasst und ich beobachtete die Regentropfen, wie sie an der Scheibe hinunterrannen und sich in großen Pfützen auf der Straße sammelten. Von unserer Hofeinfahrt ist es nur ein kleines Stück bis zum Eingang unseres Hauses, doch ich konnte deprimierender Weise ja nicht wirklich laufen. Somit war ich nass bis auf die Unterhose, nachdem ich zwischen meine Eltern gestützt zum Haus hinüber gehüpft war. Drinnen angekommen erging es mir dann auch nicht wirklich besser. Sie gaben mir Krücken, mit denen ich mich von nun an fortbewegen sollte. Das wäre an und für sich nicht sonderlich schlimm gewesen, doch mein unaufgeräumtes Zimmer machte mir einen Strich durch die Rechnung. Es war bei Weitem schwieriger, als ich dachte, bei all den Legosteinen, achtlos liegengelassenen Klamotten und alten Pizzakartons, sowie diversen Cola-Dosen auf dem Boden mit den Stöcken der Krücken sicheren Halt zu finden. Spätestens als ich über meine Carrera Bahn stolperte und es mich der Länge nach auf den Boden legte, wusste ich, warum die meisten Menschen vor dem Urlaub ihre Sachen in

Ordnung brachten. Es könnte ja schließlich sein, dass man einbeinig zurückkommt und dazu nicht mehr in der Lage ist!

Meine Mutter meinte, das hätte ich mir nun selbst zuzuschreiben, und ließ mein Chaos unangerührt, meinen Vater brauchte ich erst gar nicht um Hilfe beim Aufräumen fragen, da sein Arbeitszimmer mindestens genauso verwüstet aussah. Irgendwo tief in mir habe ich schon immer den leisen Verdacht gehabt, dass Unordnung genetisch veranlagt ist. Falls irgendein hobbyloser Wissenschaftler auf die Idee kommen sollte, dazu eine Studie aufzustellen, wäre ich durchaus bereit, als Testperson zu fungieren.

Auf Vio konnte ich jedenfalls auch nicht zählen. Sie hatte es sich zur Aufgabe gemacht, mich mental zu betreuen. Anscheinend gab ich doch so eine Art Versuchskaninchen ab, woran meine Schwester ihre psychotherapeutischen Neigungen ausleben konnte. Sie stellte mir einen „Wieder-auf-die-Beine-kommen-Plan“ zusammen. Anscheinend hoffte sie, mich damit von meiner „Sinnkrise“ zu befreien. Offensichtlich schien sie aber nicht zu kapieren, dass schon der durch und durch sarkastische Titel mich davon abhielt, ihre Ratschläge, die sie mühevoll auf zwei DIN A4 Seiten zusammengeschrieben hatte, ernst zu nehmen. Zum Glück ließ sie irgendwann davon ab, mich damit zu nerven. Nur bei einem Punkt ihrer elend langen Liste blieb sie hartnäckig und der lautete wie folgt: Hör auf dich zu verstecken! Zeige dich der Welt! Besuche das Heimspiel deiner Fußballmannschaft und lerne mit den Reaktionen der anderen umzugehen!

„Ich will aber keine Reaktionen der anderen und schon gar nicht will ich damit umgehen können!“, protestierte ich energisch, als sie zum gefühlten tausendsten Mal damit anfang.

„Nur durch ein intaktes Umfeld kann dein Selbstwertgefühl aufrecht erhalten werden“, meinte Vio mit ihrer Expertenstimme, die mich jedes Mal aufs Neue zur Weißglut brachte.

„Ich pfeife auf Selbstwertgefühl!“, schnaubte ich.

„Aber es ist doch wahr. Du sitzt die ganzen Ferien daheim herum und glotzt Fernsehen. Du hast nicht einmal mit Mick gesprochen, seit wir wieder in Deutschland sind!“

„Doch, über Skype!“, erinnerte ich sie.

„Das zählt nicht!“, behauptete Vio. „Er ist dein bester Freund. Findest du nicht, er sollte langsam wissen, was los ist? Oder hast du Angst davor, es ihm zu sagen?“

„Quatsch! Natürlich nicht! Ich meine, ist mir doch egal, wie er reagieren wird!“, gab ich scheinbar selbstsicher zurück. Doch das war gelogen. Es stellte sich nämlich heraus, dass mir seine Reaktion auf die Tatsache, dass ich für alle Zeit ein Krüppel bleiben würde, ganz und gar nicht egal war. Ich hatte Angst, ja sogar panische Angst davor, mich meinen Freunden zu zeigen. Und nochmal mehr Angst hatte ich, vor meiner Fußballmannschaft aufzukreuzen. Vor den Leuten, die mich zuvor um meine Trippelkünste bewundert hatten, die wussten, dass ich im Sturm unersetzbar bin. Unersetzbar war. Denn so wie es jetzt scheint, bin ich es doch. Das musste ich zumindest am darauffolgenden Samstag feststellen.

Es fühlte sich an, als würde ich auf den Galgen zuschreiten. Unzählige Blicke, die nicht mehr von mir abließen, sobald sie mein Bein, mein nicht vorhandenes Bein, erfasst hatten. Augenpaare, die sich in mich bohrten und nach einer Erklärung suchten für das, was sie zu sehen bekamen. Kiefer, die von der Schwerkraft magisch angezogen nach unten klappten und dort blieben als Ausdruck unfassbar großer Fassungslosigkeit. Eigentlich konnte ich auf Krücken inzwischen ganz gut laufen, aber das unaufhörliche Starren der anderen machte mich ner-

vös, sodass meine Hände ein wenig zitterten. Hinzu kam, dass der Rasen auf Grund des seit Tagen anhaltenden Dauerregens ungewohnt matschig und nass war. Meine Krücken sanken bei jedem Schritt ein paar Zentimeter ein und hinterließen hässliche, braune Löcher in dem Grün, die sich innerhalb weniger Sekunden mit neuem Regenwasser füllten. Die Tatsache, dass ich sah, wie meine Freunde hinter hervorgehaltener Hand tuschelten, wie es normalerweise nur bei Mädchen, die Geheimnisse teilten, der Fall war, stimmte mich nicht gerade fröhlicher. Selbst wenn sie versuchten heimlich zu tuscheln, so wusste ich doch genau, worüber sie sprachen. Über mich. Über den Krüppel. Ich fühlte mich schrecklich mies und Vio, die langsam neben mir herging, um mir ihren albernen geblühten Schirm über den Kopf zu halten, verstärkte dieses Gefühl noch.

„Hallo, schön, dass du wieder da bist“, wurde ich von meinem Trainer begrüßt, dessen freundliches Lächeln ein wenig verrutschte, als er sah, welche Spuren ich auf seinem schönen, kurz gemähten Rasen hinterließ. Zögernd umringte mich die Mannschaft. Aber nicht so, wie man einen alten Freund umringt, den man seit mehreren Wochen nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte, sondern eher so, wie man im Zoo um das Gehege einer seltenen Urwaldspezies steht. Man guckt interessiert, aber mit genügend Abstand. Und genauso kam ich mir auch vor: Wie eine Urwaldspezies. Eine vom Aussterben bedrohte Art. Oder noch viel besser: eine Neuentdeckung. Etwas noch nie Dagewesenes – ein Junge mit nur einem Bein.

Obwohl Mama mit dem Trainer gesprochen und ihm gesagt hatte, dass ich nach meinem Unfall operiert worden war und er meine Mitspieler vorwarnen sollte, schien es für die meisten ein ziemlicher Schock zu sein, wie sich herausstellte.

„Wo hast du es gelassen?“, platzte Mick heraus und das war meiner Meinung nach das Dümme, was man in so einer Situ-

ation sagen konnte. Ich wusste natürlich sofort, was er mit „es“ meinte.

„Hab ich im Urlaub vergessen ...“, murmelte ich dem Rasen als Erklärung zu. Einige überlegten wohl, ob sie lachen sollten, taten es dann aber nicht. Überhaupt traute ich mich fast nicht sie anzuschauen, so schämte ich mich für meine Person.

„Bleibt das für immer so?“, wollte irgendwer wissen. Für immer – diese Worte hallten in meinem Inneren nach wie ein nicht endendes wollendes Echo. Für immer ... für immer ... für immer ...

Und zu allem Überfluss streute mein bester Freund auch noch Salz in die Wunde.

„Wenn du nicht mehr spielen kannst, was willst du dann hier? Auf der Ersatzbank sitzen und uns zujubeln? Meinst du vielleicht, wir spielen dann besser?“

Bis dato dachte ich immer, dass Leute auf Grund komisch aussehender Körperteile beleidigt werden, nicht aber für Körperteile, die man gar nicht hat. Tja, inzwischen bin ich schlauer. Und ich wage zu behaupten, dass Letzteres um einiges schlimmer ist. Wenn man Segelohren oder krumme Finger oder Hüftspeck hat, dann kann man das kaschieren, wenn man einen behaarten Bauch hat, dann kann man die Haare wegmachen, wenn man schiefe Zähne hat, dann kann man sie korrigieren lassen, aber wenn man kein Bein hat, dann hat man weder etwas zum Verstecken, noch zum Korrigieren, noch zum Wegmachen, denn da, wo etwas sein sollte, ist ja bereits gar nichts mehr. Es fehlt etwas und dieses Etwas ist unersetzbar.

Ich brauche eigentlich nicht erwähnen, dass das Treffen mit meiner Mannschaft der reinste Horror war. Es war so schlimm, dass ich nicht einmal bis zum Anpfiff blieb. Bei der erstbesten Gelegenheit machte ich mich aus dem Staub, gefolgt von Vio und ihrem dämlichen Schirm. Ich schrie sie danach auch ein bisschen an, als ob das alles ihre Schuld wäre, was natürlich

nicht stimmte, aber eine leise Stimme in meinem Kopf wagte zu hoffen, dass es ohne Blümchenschirm besser gelaufen wäre. Von Mick jedenfalls hörte ich gar nichts mehr. Die Leitung unserer Freundschaft war tot, empfing kein Signal und gab auch keines weiter – die ganzen Sommerferien nicht.

Und dann kam der erste Schultag. Nur leider ohne mich. Ich musste in die Reha, um wieder Laufen zu lernen. Reha, das ist die Kurzform von Rehabilitation, wie meine Schwester mir sagte, und leitet sich von dem lateinischen „rehabilitatio“ ab, was so viel wie „Wiederherstellung“ heißt. Das erklärte mir zumindest Vio, obwohl es mich eigentlich gar nicht interessierte. Man wollte mich also dort hineinstecken in so ein Zentrum, um mich wiederherzustellen. Wobei ich mich allen Ernstes fragte, was es an einem nicht vorhandenen Bein wiederherzustellen gab.

Außerdem wollten sie mir dort eine Prothese anfertigen, Physiotherapeuten wollten mir beim Muskelaufbau helfen und Ärzte wollten mein Bein überwachen und Köche wollten mir ekelhaftes Kantinenessen vorsetzen und Psychologen wollten mich zu Aktivitäten, die in der Reha angeboten wurden, überreden und meine Familie wollte mich jeden Tag besuchen kommen (was sie nicht mal eine Woche durchhielt) und mein Zimmergenosse wollte aufhören zu schnarchen und, und, und ... Der einzige, der offenbar nicht wollte, war ich. Aber das schien seltsamerweise niemanden zu interessieren. Sowieso habe ich das dumpfe Gefühl, dass, seit ich behindert bin, alles über meinen Kopf hinweg entschieden wird. Als ob man die geistige Hirnkapazität anhand der Anzahl der Beine bemessen würde! „Behindert“ ist ein gutes Stichwort: Seit dem 01.09. bin ich es offiziell. Schwarz auf weiß – vom Amt bestätigt. Sogar einen neuen Ausweis habe ich bekommen. „Wenigstens kannst du jetzt kostenlos Zug fahren und kommst überall verbilligt rein“, hatte Vio

gemeint, doch ihr Versuch, mich aufzuheitern, war vergeblich. Ich wollte nicht irgendwo umsonst rein, ich wollte keine extra Wurst, ich wollte einzig und alleine so behandelt werden wie alle anderen: Normal! Doch das Umfeld reagiert selten normal auf einen Beinlosen. Von Oma weiß ich, dass in der Bibel steht: „Alle Menschen sind gleich.“ Aus eigener Erfahrung weiß ich es besser. Gott musste zynisch gelacht haben, als er diese Verse verfasst hatte. Fakt ist: Alle Menschen sind gleich, wenn man von Behinderten, Homosexuellen, Veganern und anderen zu Unrecht verkannten Minderheiten absieht. Übrigens sind Lehrer meiner Meinung nach auch nicht gleich wie andere Menschen. Doch die sind im Gegensatz zu all den Verkannten nicht zu Unrecht verkannt. Lehrer sind ein Kapitel für sich, das musste ich in meinem vierwöchigen Reha-Aufenthalt am eigenen Leib erfahren.

Meine Mutter hatte sich dafür eingesetzt, dass ich in meiner schulischen Abwesenheit Unterricht bekomme, damit ich „nicht den Anschluss“ verliere. Sie meinte wohl den Anschluss an den Schulstoff. Ich hingegen machte mir mehr Sorgen darüber, den Anschluss an meine Mitschüler zu verlieren. Auch wenn ich sie noch so oft versuchte zu verdrängen, so tauchte doch immer wieder die Frage auf, wie es nach der Reha weitergehen würde. Und nachts, wenn ich nicht schlafen konnte, weil mein Bein immer mehr schmerzte, malte ich mir die Reaktionen der anderen aus. Grellbunt und in allen Farben. Das Verhalten meiner Fußballfreunde war mir schließlich eine Lehre gewesen. Ich glaubte kaum daran, dass es in der Schule besser werden würde. Zumal ich Mick dort nicht mehr aus dem Weg gehen konnte. Aber halt, eigentlich wollte ich von den Lehrern erzählen. Zwei hatten sich doch tatsächlich bereit erklärt, mir großzügiger Weise Einzelunterricht zu geben. Welch selbstlose Menschen! Dafür kamen sie extra in die Reha gereist und quälten mich mehrere Stunden mit Mathe, Deutsch und Englisch.

Wie ich mich in Letzterem anstellte, braucht hier gar nicht erst erwähnt zu werden. Mein Mathematik- und Englischlehrer behandelte mich wenigstens neutral, so, als ob nichts gewesen und ich immer noch der selbe, schlechte Schüler wie vor den Ferien wäre. Gut, vielleicht war ich das auch. Meine Deutschlehrerin hingegen verhielt sich ganz anders und man kann sagen, nicht gerade positiv. Frau Pelz war auf keinen Fall so behaart, wie ihr Name es vermuten ließ, jedoch bekannt und gefürchtet wegen ihrer Vorliebe für Hausaufsätze. Meine Mitschüler bekamen den Auftrag, über ihre schönsten Ferienerlebnisse zu schreiben. Das war an und für sich schon deprimierend genug. Noch deprimierender allerdings war, dass Frau Pelz mir auf Grund meines Unfalls mit geheucheltem Therapeutenmitgefühl anbot, über ein Thema meiner Wahl zu schreiben. Das machte mich so wütend, dass ich meinen Füller auf mein Heft knallte, wobei die Tinte die hellgelbe Bluse der ollen Pelz verspritzte. Die Bluse hatte nun ein liebreizend blaues Muster, das ein Modedesigner nicht besser hätte entwerfen können. Zu meinem Ärgeris blieb meine Lehrerin ausgesprochen gelassen, was mich nur noch mehr in Rage versetzte. Sie faselte irgendetwas von „psychischen Auswirkungen des physischen Verlustes“ und klang dabei so schrecklich verständnisvoll, dass ich aus lauter Wut noch am selben Tag meinen Aufsatz über mein „schönstes“ Ferienerlebnis schrieb. Und ja, ich schrieb tatsächlich über meinen Unfall, jedoch triefen die Zeilen vor Ironie und ich schmückte die ganze Szenerie noch dramatischer aus, als sie ohnehin schon war. Danach ging es mir komischerweise besser. So gut wie seit Tagen nicht mehr. Es ging mir um so viel besser, dass ich sogar freiwillig auf meinen Krücken durch die an die Reha angrenzende Grünanlage stakste, die sie übertriebener Weise „Park“ nannten. Unter Park stelle ich mir etwas Pompöses, etwas Schönes oder Blühendes vor. Und wenn es schon nicht blüht, dann beschreibt dieses Wort

für mich so etwas wie den Central Park. Ganz und gar nicht vergleichbar mit dieser Reha-Grünanlage. Blumen gab es hier fast keine, höchstens ein paar große Trauerweiden, die ihre Tentakel über bunt bemalte Bänke wuchern ließen und wohl Schatten spenden sollten. Der Rasen war ein unzusammenhängendes Netz durchbrochen von jeder Menge Kieswegen, die so laut knirschten, wenn man darüber ging, dass man Sorge haben musste, einen Tinnitus davonzutragen. Zudem war der Schotter, auch wenn er noch so fein war, ein wenig unpraktisch für jemanden, der auf Krücken unterwegs war. So kam es, dass ich mich auf die nächstbeste Bank setzte, mir die spätsommerliche Sonne ins Gesicht scheinen ließ, in deren Licht die hohen Bäume lange Schatten auf die Umgebung warfen. Von weiter weg winkte ein Mädchen irgendjemandem zu. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, dass es mir zuwinkte, und noch länger dauerte es, bis ich es erkannte. Es hatte braune, schulterlange Haare mit Pony (nicht das Pferd sondern den Haarschnitt). Selbst von weitem sah ich, dass es lächelte, während es über die Wiese hüpfte, und als es auf gute fünf Meter herangekommen war, musste ich feststellen, dass mir niemand anderes als die Eule gegenüberstand. Bloß, dass sie gar nicht mehr aussah wie eine Eule.

„Hallo“ sagte sie, „Wo hast du deine Brille gelassen?“, fragte ich und noch während ich das sagte, bereute ich es, denn ich merkte, dass ich keinen Deut besser war als Mick. Doch Eulalia schien meine Frage nicht zu stören. Sie lächelte noch etwas breiter, wobei sie eine Reihe perfekter Zähne entblößte und erzählte voller Stolz, dass sie jetzt Kontaktlinsen trage. „Die Brille sah einfach zu furchtbar aus“, fügte sie hinzu. „Ach was“, log ich. Sie lachte. Vielleicht, weil sie sich über das Kompliment freute, vielleicht aber auch über mich, weil sie genau wusste, dass es nicht ernst gemeint war. Wir plauderten eine Weile über banale Dinge wie das Wetter oder die Einrichtung der Reha

und sie erzählte mir, dass sie hier oft ihre Oma besuchen kommt. „Sie hatte einen Schlaganfall.“ Ganz nachdenklich klang Eulalia, als sie das sagte, und sie sprach das Wort „Schlaganfall“ irgendwie mit Ehrfurcht aus. Als ob es etwas wäre, vor dem man Respekt haben muss, jedoch keine Angst, um es zu überwinden.

„Aber sie macht große Fortschritte hier. Auch wenn das Essen miserabel schmeckt.“ Sie verzog ein wenig das Gesicht und ich musste feststellen, dass sie trotz Grimasse immer noch erstaunlich schön aussah.

„Wie geht es dir?“, fragte sie schließlich mit einem Seitenblick auf meine Krücken, die neben mir an der Bank lehnten. Wir hatten die ganze Zeit geredet und erst jetzt fragte sie nach meinem Bein. Und selbst das tat sie, ohne direkt nach meinem Bein zu fragen. Eigentlich hatte sie nur gefragt, wie es mir ging, nicht, wie es meinem Bein ging, und mir wurde klar, dass ich zum ersten Mal seit Wochen den Unfall und die Tatsache, dass ich ein Krüppel war, für einen kurzen Augenblick vergessen hatte. Einen kleinen, herrlichen Moment lang hatte ich mich normal gefühlt, als ob nichts gewesen wäre, als ob alles gut war. Eulalia sah mich abwartend an. „Es geht“, antwortete ich schließlich. „Das ist lustig“, stellte sie fest. „Sie machen dir ein Bein weg und du sagst, dass es geht.“ Ich weiß nicht wieso, aber auf alle Fälle musste ich furchtbar darüber lachen. So sehr, dass mir die Tränen kamen. Und weil Eulalia sah, dass ich lachte, lachte sie mit. Ganz automatisch, als wäre Lachen eine der ansteckendsten Krankheiten der Welt.

Kurz darauf läutete es sechs Uhr. „Oh, ich muss los“, meinte Eulalia, als die Glocke der nahegelegenen Kirche geschlagen hatte. „Und du solltest auch rein, nicht dass du noch das scheußliche Kantinenessen verpasst.“

Ich nickte. „Das wäre durchaus bedauerlich.“

Sie stand auf und wandte sich zum Gehen. „Eulalia?“, rief ich ihr hinterher. Sie blieb ein paar Schritte entfernt stehen und sah mich fragend an.

„Haben – ich meine, reden die anderen von mir in der Schule?“ Das Lächeln, das die ganze Zeit über auf ihrem Gesicht lag, verschwand.

„Ja“, sagte sie ernst.

„Und Mick? Redet der auch?“

„Ja“, sagte sie noch einmal.

„Was redet er?“, wollte ich wissen.

„Ist das wirklich wichtig?“

Diesmal war ich es, der „ja“ sagte.

„Er war dein bester Freund, hab ich recht?“

„Wieso war?“ Ein dumpfes Gefühl machte sich in meinem Magen breit, es breitete sich immer mehr aus, bis es mir den Hals hochkroch und die Kehle zuschnürte. Bisher hatte ich immer geglaubt, dass einfach nur Funkstille zwischen uns herrschte. Dass die Freundschaft aber ganz zu Ende sein könnte, daran hatte ich nicht gedacht.

„Na ja, ich denke nicht, dass er das noch ist.“

„Natürlich ist er das!“, widersprach ich halbherzig.

Sie schüttelte bedauernd den Kopf. „Nach all dem, was er so den lieben, langen Tag von sich gibt, ist er das nicht.“

„Aber ich – wir kennen uns seit dem Kindergarten ...“

„Weißt du, ich glaube, es kommt nicht darauf an, wie lange dich ein Mensch kennt oder nicht, sondern ob er für dich da ist, wenn es dir schlecht geht. Ein guter Freund fällt dir nicht in den Rücken, ein guter Freund hilft dir auf, wenn du gefallen bist ... er gibt einem solange Halt, bis man wieder auf eigenen Beinen stehen kann.“

Ob Mick nun noch mein Freund war oder nicht, das konnte ich zu diesem Zeitpunkt schlecht sagen. Was ich jedoch sicher

wusste: Soeben hatte ich einen neuen Freund dazugewonnen – einen ganz besonderen.

Eulalia kam in der Tat oft ihre Oma besuchen und jedes Mal, wenn sie sie besuchte, besuchte sie auch mich. Sie stellte mich auch ihrer Oma vor. Eine alte, etwas pummelige Frau mit gefärbten Haaren und lackierten Nägeln, die wegen des Schlaganfalls nur schlecht sprechen konnte. Als Ausgleich dafür konnte sie aber unschlagbar gut Schafkopfen. Eulalia brachte mir die Regeln des Kartenspiels bei und zusammen mit einem älteren Herrn, der hier wegen einer Knie-OP seit mehreren Tagen sein Dasein fristete und froh über jede Art von Ablenkung war, spielten wir gute zwei Stunden, Runde um Runde. Eulalias Oma gewann eigentlich immer, obwohl ihre Enkelin die Karten für sie hielt und hin und wieder verstohlen hineinlinste.

Noch am selben Nachmittag kam Vio vorbei. Sie platzte mitten in unsere Kartenrunde und verhinderte, dass ich ein weiteres Mal verlor.

„Mama ist noch in der Stadt“, erklärte sie. „Einkäufe erledigen. Aber sie schaut später vorbei, wenn sie mich wieder abholt.“

Vor einer Woche noch hätte ich mich vermutlich auf den Boden geworfen und meine Mutter angefleht, mich auch mit nach Hause zu nehmen. Jetzt, da ich mich mit Eulalia angefreundet hatte, sah die Sache schon ganz anders aus. Ich fühlte mich nicht mehr so fremd und alleine hier unter den überwiegend älteren Leuten und selbst das Essen schien auf wundersame Art besser zu schmecken.

„Vio, du bist meine Rettung!“, sagte ich, als wir zusammen mit Eulalia hinauf in mein Zimmer gingen und es uns auf meinem Bett gemütlich machten. Meine Schwester hatte mir tütenweise Chips und Schokolade mitgebracht und meinen Gameboy von zu Hause entwendet. „Heimlich hinter Mamas Rücken stibitzt. Nur für den Fall, dass dir langweilig werden sollte.“ Sie zwin-

kerte mir verschwörerisch zu und pfriemelte an der Verpackung einer Tafel Vollmilch-Nuss herum. Mit einem Ratsch war diese angebrochen. Kauend saßen wir da. In genießendes Schweigen gehüllt. „Sag mal Eulalia, darf ich dich mal was fragen?“ Vio schluckte ihren Bissen Schokolade hinunter und riss energisch eine Packung Chips auf. Irgendwie hatte ich den Verdacht, dass sie das Zeug nur mitgebracht hatte, um es selbst zu essen.

„Tust du doch schon!“, lachte Eulalia und schob sich ein weiteres Rippchen in den Mund.

„Woher kommt eigentlich dein Name?“

„Na, pfon meinen Elpfern“, nuschelte sie kauend.

„Das meine ich nicht“, erwiderte meine Schwester. „Sondern, was er bedeutet oder warum dich deine Eltern so genannt haben, ich meine, Eulalia ist jetzt nicht der Allerweltsname schlechthin!“

Ich warf Vio einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Was denn? Ich bin halt neugierig“, verteidigte sie sich.

„Ich bin nach einer spanischen Märtyrerin benannt. Eulalia von Mérida“, erklärte Eulalia. „Sie ist die Schutzpatronin der Reisenden und soll Unfälle verhindern –“

Noch während sie das sagte, begegnete sie meinem Blick und verstummte sofort, als hätte sie etwas Unangebrachtes gesagt. Auch Vio sah mich gespannt an und schien beim Kauen ihrer Chips inne zu halten.

Ich grinste und merkte, wie die Anspannung der anderen abfiel.

„Hättest du mal besser auf mich aufgepasst, was!“

Und da war es wieder: Eulalias Lächeln.

„Soooo ...“, sagte die Orthopädietechnikerin gedehnt und hielt mir eine Farbpalette unter die Nase. „Welche darf es denn sein?“ Dabei sprach sie in so einem Tonfall, wie Makler ihn

immer haben, während sie die unschlüssigen Kunden von Raum zu Raum führen. „Sooooo ... und hier sehen Sie nun das Badezimmer.“ Es war diese Art von Tonfall, mit der man versucht, eine beschissene Sache in halbwegs gutem Licht dastehen zu lassen. Die beschissene Sache war in diesem Fall kein Badezimmer, sondern eine Beinprothese, die ich bekommen sollte. Wie ich dazu stand, wusste ich selbst noch nicht so genau. Ich starrte auf die Farbpalette und versuchte mir, mich mit einem neuen, farbigen Bein vorzustellen, konnte es aber nicht recht, da ich von der übermotivierten Assistentin abgelenkt war, die mit sonderbar aussehenden Geräten um mich herumschwirrte und meine Maße abnahm.

„Und? Wie hast du dich entschieden?“, hakte die Orthopädietussi nach.

„Ähhh ...“, machte ich und beobachtete die Assistentin, wie sie Zahlen auf einen Block kritzelte. „Weiß, nicht ... blau“, sagte ich schließlich. Nicht, weil ich Blau immer so besonders toll gefunden hätte, sondern weil mich Blau logischerweise mehr an den Stoff von Jeanshosen erinnerte als all die anderen Farben. Und mit Jeanshosen konnte man nie etwas falsch machen.

Vio hingegen sah in meiner Farbwahl etwas Symbolisches. Sie faselte echt dummes Zeug, von wegen ich hätte Blau genommen, da der Unfall im Wasser passiert war und Blau die Farbe des Meeres sei. Ich würde versuchen mein Trauma zu verarbeiten. Ich sagte ihr, dass ich, wenn sie nicht augenblicklich die Klappe hielte, bald ein Trauma bekäme! Ich meine, wenn sie mit ihrer Vermutung wirklich recht haben sollte und das Ganze tatsächlich ein „Prozess des Verarbeitens“ wäre, dann hätte ich meine Prothese genauso gut in Rot wegen des vielen Blutes oder in Weiß wie die Farbe des Motorbootes, das mich angefahren hatte, oder in Gelb auf Grund der Sonne wählen können. Ich hatte einfach nur Blau genommen, weil ich dachte, es wäre

am unauffälligsten. Wie sich herausstellte, hatte ich falsch gedacht ...

Die Prothese war schrecklich. Ein unfassbar künstlich aussehendes Bein, das das blaueste Blau hatte, das man sich vorstellen konnte. Es war so blau und so unecht, dass es mich nicht gewundert hätte, wenn es anfangen würde, wild drauflos zu blinken. Denn in der Tat sah es von weitem aus, als wäre im Inneren eine LED-Birne eingebaut, die das ganze Ding zum Leuchten brachte. Im ersten Moment hoffte ich noch, dass es sich hierbei um eine Verwechslung handelte, aber wie sich herausstellte, hoffte ich vergeblich.

Es war blau und hässlich und sah aus wie ein Alienbein. Nicht im Traum konnte ich mir zu diesem Zeitpunkt vorstellen, dass ich damit wirklich und wahrhaftig laufen könnte.

„Es wird einige Zeit dauern, aber du wirst dich daran gewöhnen. Und nach dem täglichen Lauftraining willst du es vermutlich gar nicht mehr abmachen.“ Das behauptete zumindest mein Physiotherapeut. Ich hätte ihm für diese Aussage am liebsten mit meinem blauen Alienbein in den Allerwertesten getreten. Wenigstens durfte ich die Prothese nachts abnehmen, doch tagsüber war sie dran an meinem Bein und folgte mir im wahrsten Sinne des Wortes auf Schritt und Tritt. Doch zu meinem großen Erstaunen haderte ich schon bald nicht mehr damit, denn ich konnte wieder ohne Krücken gehen und das war das Beste überhaupt. Das Leben kehrte wieder zu mir zurück. Schritt für Schritt. Das Einzige, weswegen ich mir noch Sorgen machte, waren die anhaltenden Schmerzen in meinem Stumpf oder, besser gesagt, unterhalb meines Stumpfes. Das Seltsame war, dass es dort schmerzte, wo es gar nicht schmerzen konnte, weil die Schmerzen an einer Stelle meines Körpers saßen, die es gar nicht mehr gab. Irgendwo zwischen Fußknöchel und Wade meines amputierten Beins. Die ganze Zeit über waren sie da gewesen, eigentlich seit ich aus Italien zurückgekommen war,

doch ich hatte mich nicht getraut, darüber zu sprechen. Mit meinen Eltern nicht und schon gar nicht mit Vio. Mama und Papa hätten mich nur für verrückt erklärt und meine Schwester hätte wieder einen auf Therapeuten gemacht und mir irgendeine psychische Erkrankung angehängt. Eulalia war es schließlich, mit der ich darüber sprach und die verständnisvoll nickte und mich dazu überredete, es den Ärzten zu erzählen. „Phantomschmerz“ nannte sich das Ganze und war, wie man mir sagte, keine Seltenheit bei Amputationen. Man muss sich das so vorstellen, dass mein Gehirn mein echtes Bein vermisst und die Nervenströme, die dort früher einmal hingeführt haben, beleidigt sind, weil sie abgeschnitten wurden, weshalb sie falsche Signale an mein Gehirn melden, welches die falschen Signale dann als Schmerzen versteht. So oder so ähnlich wurde mir das zumindest erklärt.

Eulalia war es auch, die mich dazu brachte, meine Ausgangserlaubnis, die ich in der Reha zwar hatte, aber nicht nutzte, wahrzunehmen.

„Gib doch zu, dass es auf Dauer langweilig ist, hier drin zu sitzen. Du bist jetzt schon über drei Wochen hier und hast noch gar nichts von der Stadt gesehen.“ Richtig vorwurfsvoll klang ihre Stimme, als sie das sagte.

„Na und?“ Ich zuckte lustlos mit den Schultern. „Was wird es in der Stadt schon Sehenswertes geben? Nichts, vermute ich mal.“

„Oh, so würde ich das nicht sagen. Es gibt zum Beispiel eine Eisdiele mit herrlich schmeckendem Himbeereis!“ Das überzeugte.

Die Altstadt war schön. Auch die Eisdiele war schön und das Eis dort schmeckte ausgesprochen gut. Was wiederum nicht so schön war: Um in die Altstadt zu kommen, musste man mit der S-Bahn fahren, und um zur S-Bahnstation zu kommen, musste

man unzählig viele Treppen hinaufsteigen. Ein Hindernis, das für mich und mein neues Bein zuerst unüberwindbar schien.

„Betrachte es als zusätzliches Training“, meinte Eulalia leicht-hin, während sie sich bei mir unterhakte und mir die Stufen hoch half. Irgendwie schafften wir es, doch mit jedem Meter, den ich höher stieg, wurde der quälende Gedanke stärker, dass ich das beim Rückweg alles wieder hinunter musste.

„So viel zum Thema behindertengerechte Bahnhöfe“, presste ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Ich war schweißgebadet und lehnte mich keuchend an das Treppengeländer, als wir oben ankamen. Mein Puls hämmerte gegen die Schläfen. Von meiner Euphorie für Himbeereis war nicht mehr viel übrig.

„Warum –“, stieß ich frustriert hervor.

„– hier so viele Treppen sind?“, versuchte Eulalia meine Frage zu vervollständigen.

Ich schüttelte den Kopf und fuhr mir mit dem Handrücken über die glänzende Stirn.

„Warum ist das passiert?“

Ich hob meinen Blick und sah zu ihr hinüber. „Warum ich? Warum nicht irgendjemand sonst? Warum bin ich es, den die Leute anstarren, weil ich ein blaues Bein habe, der Stunden braucht, um eine Treppe hochzusteigen? Warum musste dieses Motorboot in mich reinfahren? Warum, verdammt, all diese Scheiße?!“ Das letzte sagte ich mit so einer jämmerlich klingenden Verachtung, dass ich fast hoffte, Eulalia würde darüber lachen. Doch das tat sie nicht, nicht im Geringsten. Ihr Blick wurde plötzlich sehr unscharf und traurig. So als würde sie durch mich hindurchsehen können.

„Mick ist auch Wasserski gefahren. Und was ist ihm passiert? Nichts! Nichts ist ihm passiert! Das ist doch nicht fair, oder?“ Ich merkte, wie mir Tränen in die Augen schossen und sich mit dem Schweiß auf meiner Haut vermischten.

„Meine Cousine hat MS. Sie sitzt im Rollstuhl. Sie wäre die Treppen gar nicht erst hinaufgekommen ...“

Ich schluckte. Mein Ärger löste sich plötzlich in Luft auf. Ich wusste nicht, wie sie es machte, aber Eulalias Worte hatten mir irgendwie den Wind aus den Segeln genommen. Der Grund, weshalb ich mich beschwerte, schien auf einmal so nichtig, dass ich mich wunderte, warum ich es überhaupt erst getan hatte.

„Was ist MS?“, wollte ich wissen.

„Multiple Sklerose. Eine Nervenkrankheit. Manche Menschen können vorübergehend bestimmte Gliedmaßen nicht bewegen, bei anderen ist es so schlimm, dass sie nicht einmal mehr laufen können, und wieder andere sind total bewegungsunfähig.“

„Und was kann deine Cousine noch bewegen?“, fragte ich zögernd.

Sie seufzte. Es schien sie große Überwindung zu kosten, es auszusprechen.

„Nur den Kopf.“ Die Worte hatten einen bitteren Nachgeschmack und umhüllten uns wie ein dunkler Schleier.

„Nur den Kopf ...“, murmelte ich. „Und man kann das nicht heilen?“

„Nein“, erwiderte Eulalia. Sie atmete tief durch, dann sah sie mich fest und entschlossen an. „Hör zu, warum ich dir das erzähle – was ich dir damit sagen will, ist: Das Leben ist nicht fair! Und auch meine Cousine wacht jeden Morgen auf und fragt sich nach dem Warum. Warum sie nicht selbst aus dem Bett aufstehen kann. Warum sie immer auf andere angewiesen ist. Warum ihr das passieren musste. Aber deshalb wird das Leben nicht besser, wenn man es immer wieder mit Fragen bombardiert. Schon gar nicht, wenn es Fragen sind, auf die es keine Antwort gibt.“ Sie schwieg und ihre Worte brauchten ein bisschen, bis sie zu mir durchgesickert waren und ich das Gewicht ihrer Bedeutung spürte.

„Du kannst immerhin noch Treppen laufen – es gibt Menschen, die werden dazu nie wieder in der Lage sein.“ Ihre Stimme zitterte leicht.

„Es tut mir leid“, sagte ich. „Ehrlich.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ach was, das braucht es nicht. Ich wollte dir damit nur klarmachen, dass du dankbar sein solltest.“

„Für was?“, fragte ich zögernd. „Dafür, dass ich nur noch ein Bein habe?“

Sie lächelte leicht. „Nein, dafür, dass du noch ein Bein hast. Ein kleiner Unterschied, merkst du?“

Wenn man die ersten Schulwochen im neuen Jahr verpasst, ist das, als würde man einem Zug hinterherrennen, der schon längst abgefahren ist. So fühlte ich mich zumindest am darauffolgenden Montag, als ich nach den Sommerferien zum ersten Mal wieder einen Fuß in das Klassenzimmer setzte. Lustigerweise war es ja wirklich nur noch ein Fuß.

Eigentlich sollten mich die starrenden Blicke der anderen gar nicht mehr jucken. Ich müsste ja sozusagen schon daran gewöhnt sein. Aber sie juckten mich doch, die Blicke. Und wie sie juckten. Jeder Zentimeter meines behinderten Körpers schien zu kribbeln unter dem unaufhörlichen Bohren der Blicke. Sie schienen sich in mich einzugraben und in meinem kleinen, bescheidenen Ego festzubeißen. Sie fraßen es auf, zumindest das, was davon noch übrig war.

Zum Glück gab es Eulalia. Sobald sie mich zwischen den Klassenkameraden entdeckt hatte, winkte sie mich zu sich. Sie hatte mir einen Platz freigehalten.

Noch nie war Biologie so kacke gewesen. Während ich das Fach früher eigentlich sehr gemocht hatte, wusste ich jetzt nicht, wohin mit meinen Beinen. Korrigiere: Mit meinem Bein und

meiner schrecklich blauen Prothese. Der Tisch schien auf einmal aus Glas zu sein. Durchsichtig, sodass ich mich nicht dahinter verstecken konnte. Meine Prothese lag auf dem Präsentierteller. Da konnte ich mich noch so schief hinsetzen, noch so sehr verrenken, jeder sah das blaue Bein, wie es unter meiner Hose hervorkam und in meinem Sneaker endete. Eulalia sah es auch, aber sie sah es mit anderen Augen. Mit Augen, die durch ihre Kontaktlinsen blickten. Sowieso war sie zu meiner Verwunderung in der Beliebtheitsskala deutlich aufgestiegen, seit sie keine Brille mehr trug. Menschen waren so oberflächlich. Und jeder, der nicht auf diese Oberfläche passen wollte, war für sie ein Fremdkörper und wurde getunkt. Früher waren das andere, die getunkt wurden – jetzt war ich es. Sie nannten mich „Hinkebein“, sie nannten mich „Holzbein-Moody“, sie nannten mich „Krüppel“. Mr. Spock nannte mich „Halbschlumpf“ und das setzte sich durch. Bis zum Halbjahr waren alle übrigen Spitznamen Geschichte, fortan war ich einfach nur der Halbschlumpf. Manche wussten, glaube ich, nicht einmal, wie ich in Wirklichkeit hieß. Ich für meinen Teil konnte Mr. Spock nicht einmal böse sein, ich meine, in puncto Beleidigungen waren wir jetzt sozusagen quitt. Sowieso war er nicht annähernd so nerdhaft, wie ich immer angenommen hatte. Er war ausgesprochen lustig, hatte ein drolliges Lachen und er war klug. Sehr klug. Sein Fachwissen war immens. Wikipedia war ein Dreck dagegen. Er war Eulalias bester Freund. Schnell wurde er auch meiner.

In Sport konnte ich auch bald wieder mitmachen. Leider war ich nicht mal einen Bruchteil so gut wie früher. Jetzt war ich es, der als Letzter in eine Mannschaft gewählt wurde, doch das war mir egal, solange ich mit Mr. Spock im selben Team sein durfte. Rennen konnte ich so gut wie gar nicht mehr. Das war dann mehr so ein Eiern mit meinem Schlumpfbein. Aber die Ärzte sagen, dass ich erst eine Sportprothese bekomme, wenn ich

ausgewachsen bin. Für einen Jugendlichen sei das „zu teuer“ und würde zudem „nicht von den Krankenkassen übernommen“ werden. Aber sobald ich groß bin, hole ich mir diese Sportprothese, denn die Ärzte sagen auch, dass ich damit wieder richtig gut rennen kann, sogar schneller als mit zwei echten Beinen. Irgendwann werde ich Profisportler, das garantiere ich euch. Dann erscheint mein Name in allen Medien. Also falls ihr ein Autogramm haben wollt, dann holt euch lieber schon jetzt eins bei mir ab, wer weiß, ob ihr später noch eins bekommt.

Nur, dass ich ohne so eine Sportprothese nicht mehr Fußballspielen konnte, das nagte ganz schön an mir. Für jemanden, der die Personifikation des Fußballs schlechthin war, ist es schwer, den Ball abzugeben. Im Sturm war ich ein Ass gewesen, jetzt war ich bestenfalls Torwart, weil man da am wenigsten laufen musste. Meistens saß ich jedoch nur auf der Bank und sah zu. Das war in der Schule, in den Verein traute ich mich schon lange nicht mehr. Nicht nach Micks Arschlochaktion. Sowieso hatte ich inzwischen echt Übung darin, meinem ehemaligen Freund aus dem Weg zu gehen. Das klappte ganz gut. Zumindest bis kurz vor den Herbstferien. Da stand Mick mit einem Mal vor mir und sprach mich direkt an.

„Hey“, sagte er. Ich sagte gar nichts. Ich hatte nur das starke Bedürfnis, schnell wegzurennen und ihn eiskalt stehen zu lassen. Nur Rennen war, wie gesagt, nicht mehr ganz so meine Stärke.

„Wie geht's?“, wollte er wissen, während seine Augen von links nach rechts huschten und wieder zurück. Er sah aus wie ein Mensch mit gewaltig schlechtem Gewissen.

„Bis gerade eben noch gut“, antwortete ich düster. Ich hatte nicht die geringste Lust auf ein Gespräch mit ihm.

„Du magst Eulalia, oder?“ Mick ließ sich nicht beirren.

„Ja, schon. Sie ist nett“, sagte ich.

Im Gegensatz zu dir, dachte ich.

Mick atmete hörbar aus, dann kratzte er sich verlegen im Nacken.

„Hör zu. Ich ... ich war wohl nicht besonders nett zu dir ...“

„Stimmt“, entgegnete ich kühl.

Mick lächelte unsicher, ließ die Hand, mit der er sich im Nacken gekratzt hatte, sinken und kratzte sich mit der anderen. Er wirkte, wie ein Kind, das der Mutter gesteht, Bonbons geklaut zu haben.

„Ich weiß, aber ich war sauer“, rechtfertigte sich Mick. „Ich war richtig sauer!“

„Sauer?“, fragte ich. Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich war doch der, der sauer sein musste, oder? Oder nicht?

„Ja, sauer.“

„Du hast ein Problem damit, dass mir mein Bein amputiert wurde!“, warf ich ihm vor.

„Nein, ich hab kein Problem mit Einbeinigen“, stellte er klar.

„Ich hab ein Problem mit besten Freunden, die einem nicht erzählen, dass sie einbeinig geworden sind!“

Uff, das hatte gegessen. Jetzt war ich es, der betreten schwieg.

„Weißt du, du hättest es mir sagen sollen. Ich war doch auch beim Unfall dabei. Ich hätte das verstanden. Ich meine, ich war dein bester Freund ...“

Ich schwieg immer noch. Ich konnte ihn nicht ansehen. Irgendwo tief in mir drin wusste ich, dass er recht hatte. Vio hatte mir damit immer in den Ohren gelegen: Ich hätte es ihm sagen müssen ...

„Von mir aus bin ich das immer noch. Dein bester Freund.“

Jetzt sah ich ihn doch an. Mick grinste schief.

„Vorausgesetzt“, meinte er und er betonte das Wort so, dass man wusste, es würde was Wichtiges folgen, „vorausgesetzt, du verschweigst mir das Abhandenkommen deiner Körperteile in Zukunft nicht mehr!“

„Geht klar“, sagte ich.

Da konnten wir uns nicht mehr halten. Wir prusteten beide los. So laut, dass es vermutlich noch zwei Etagen über uns in den Klassenzimmern zu hören war, dass es bis in den Pausenhof hallte und noch ein kleines Stückchen weiter.

„Na endlich. Ich hatte schon die Befürchtung, ihr würdet das nie wieder hinkriegen!“ Wie aus dem Nichts war Eulalia neben uns aufgetaucht. Mr. Spock, der dabei war, irgendein gewichtiges, für die Mehrheit der Menschen unwichtiges Buch zu studieren, im Schlepptau.

„Wir gehen nach der Schule zu mir und backen Pflaumenkuchen. Wenn ihr wollt, könnt ihr ja mitkommen. Das Entsteinen dauert immer so lang ...“ Eulalia sah uns abwartend an. Ich tauschte einen flüchtigen Blick mit meinem neuen, alten, besten Freund und musste mir das Lachen verkneifen.

„Klar kommen wir mit“, sagte ich schnell. Mick nickte gequält. Er hasst Pflaumen. Er hasste sie über alles. Doch da musste er jetzt wohl oder übel durch!